

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 72.

Montag, 13. März

1933.

## Der falsche Herzog

Roman von Erica Grupe-Lörcher

31. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Bei der Abendmahlzeit gestern, die nach spanischer Sitte die Hauptmahlzeit des Tages ist, — trug der Diener eine soeben überbrachte Torte auf. Weder Don Primus noch Dona Rufina schöpften den geringsten Verdacht. Man beschenkte sich in den Familien zu Weihnachten mit Vorliebe mit derartigen Torten, und sie vermuteten in Veronika die Spenderin dieser Aufmerksamkeit. — Beim Zerschneiden der Torte war man auf das winzige Briefchen in der Füllung gestoßen. Und als Don Primus es öffnete und die mysteriösen Worte las:

„Don Primus, Herzog von Altamira! Begeben Sie sich morgen, am Tage der Guten Nacht, um zwei Uhr in den Alkazar. Man wird Ihnen Mitteilung wegen Ihres Sohnes geben!“ vermutete er in erster Linie einen Erpressungsversuch.

Mit bangen Ahnungen um Balthazar fand er sich jetzt ein. Überrascht näherte er sich Rafaela, ohne einen Zusammenhang zu ahnen.

Sie erhob sich, blieb jedoch auf ihrem erhöhten Sitze und sagte: „Don Primus, erkennen Sie mich nicht?“

Er sah ihr ins Gesicht. Das Gesicht zeigte eine einst eigenartige Schönheit, die nun verblüht war. In diesen alabastermatten Teint gruben sich Furchen. Nur die dunklen Augen funkelten und brannten. — Diese Frau konnte einer jungen Witwe ähneln, die er vor langen Jahren in Manila auf den Philippinen gekannt hatte! Vielleicht war sie es — Dona Rafaela? Aber jetzt erbt gewahrte er völlig ihren seltsamen Auspuß, ihr gelbes Gewand, die zahlreichen Armspangen, ein schmales Diadem, das sie unter der schwarzen Mantille heute angelegt.

Sie ließ sich jetzt nieder und sagte: „Ich bin Dona Rafaela. Und ich habe Sie heute herbeschieden, um Ihnen zu beweisen, daß ich in der Lage bin, Sie jetzt in dem Schlosse meiner Vorfahren zu empfangen!“

Seine fragende Bestürzung für Verlegenheit deutend, fuhr sie fort: „Ich habe Sie damals sehr geliebt, Don Primus! Ich habe darauf gewartet, daß Sie mich erwähnen würden. Statt dessen wählten Sie ein vermögensloses Mädchen aus Kastilien, das mehr Hochmut und Ahnen besaß, als Vermögen! Sie waren sehr stolz damals auf Ihre Wahl, nicht wahr, Don Primus? Sie wußten ganz bestimmt, daß Ihr künftiger Leibeserbe nun auch ein Sproß aus edlem Blute sei —.“

Don Primus stand vor ihr und verstränkte die Arme, im Überlegen, ob sie eine Irtsinnige nur markiere, oder ob sie wirklich seither in Amnachtung versunken sei? Er schwankte, ob er ihr noch weiter zuhören oder all diesen Peinlichkeiten ein Ende bereiten, indem er sich durch einen Vorwand kurz von ihr verabschiedete, um denjenigen zu suchen, der ihn heute herbestellt und der ihm Kunde von seinem Sohne bringen wollte.

Aber sie ging nun mit zielbewusster Grausamkeit auf sein eigenes Geschick los: „Erinnern Sie sich, Don

Primus, eines Gesellschaftsabends beim Gouverneur, als Sie im Gespräch mit dem deutschen Doktor sagten: „Diese Dona Rafaela ist für mich als Gattin nie in Frage gekommen, weil ihr Äußeres mich an die siebenhundertjährige Schmach der Araberherrschaft in Spanien erinnert?“

Seine Gedanken eilten in die Vergangenheit zurück. An Einzelheiten erinnerte er sich nicht mehr. Aber was sie da sagte, waren damals seine Gedanken gewesen.

Sie erwartete weder Antwort noch Fragen, sondern sprach immer in demselben monotonen, dabei dringlichen Tone weiter: „Sie haben geäußert, daß ich Ihnen, wenn Sie mich erwählt hätten — einen Bastard geschenkt haben würde —! Ja, einen Bastarden, durch mein maurisches Blut, das in unserer Familie seit Xeres de la Frontera lebt —.“

Sie veränderte jetzt ihre Haltung, neigte sich tiefer herab und sagte, indem sie ihm eine leidenschaftlich zusammengeballte Hand entgegenstreckte:

„Das hat mich fürchterlich getroffen! Und um Ihrem Hochmut die Spitze zu brechen, Don Primus, — habe ich Ihnen in ihre Wiege — in jener Nacht, als Dona Rufina einen Knaben gebar — den Sohn einer Mestizin gelegt! Verstehen Sie mich wohl, Don Primus? Den Sohn einer Mestizin! Einen wahrhaften Bastarden! — Und Sie haben diesen Bastarden in Ihrem Palaste hochgezogen, und die Welt hat den Kopf geschüttelt über diesen Sohn des Herzogs von Altamira —!“

Es blieb still nach ihren Worten, so still, daß durch die offenen Fenster und Pforten das jubelnde Gezwitser der überwinternden Starenscharen in den Bambusbüschen hereindrang.

Don Primus war wie gelähmt. Seine Gedanken rasten entsezt zwischen den Fragen hin und her, ob Rafaela nicht lauter Irtsinniges redete, — oder ob sie nicht doch Irtsinn und wahre Tatsachen miteinander vermengte? Denn standen nicht gerade Irtsinnige oft scharf unmittelbar am Rande der Wahrheit?

Er rief sich das Bild von Balthazar vor sein Gedächtnis: sein Äußeres, sein Temperament, das oft — besonders bei Zorn, bis zur Wildheit überschäumen konnte, daneben seine hohe Intelligenz, die auch seine Hauslehrer gerühmt, seine Güte, die sich oft gezeigt — und vor allen Dingen diese fürchtbare Unruhe, die ihn stets zu befehlen schien, als fühle er sich unbefriedigt und strebe nach Taten. —

Dieses alles, dieses herrliche Schloß, diese Gärten gehören jetzt mir, Don Primus. Die sind mir von meiner Ahnherrin aus Xeres de la Frontera vermacht worden. Sie haben stets auf mich herabgesehen, Don Primus. Weil ein Einschlag maurischen Blutes in mir lebte. Ich aber habe mich nie geringer gefühlt als Sie. Und deswegen war es mir süß, Rache an Ihnen nehmen zu können. — Vergeltung —“

Langsam war in Don Primus, — während ihre letzten Worte an ihm vorüberglitten, — die Ahnung

gereist, daß sie die Wahrheit sprach und Balthasar der Sohn einer Mestizin war. Aber sein Vatergefühl rief jetzt in ihm nach seinem eigenen Blute. Grauen, Schmerz und Empörung rüttelten so stark an ihm, daß er auf sie zutrat und ihren Arm ergriff:

„Dona Kasaela, wissen Sie, was Sie da sagen? Sind Sie sich bewußt, daß Sie ein ungeheures Verbrechen begangen haben, das vielleicht nicht mehr gutzumachen ist! Daß beide Kinder, daß beide Eltern durch Sie unglücklich gemacht sind, wegen Ihrer eifersüchtigen Rache?“

Sie sah ihn jetzt mit einem Blicke an, der in seiner Grausamkeit ihre geistige Klarheit für Momente offenbarte. „Wenn Sie sagten, ich sei ein gut Teil Orientalin, — dann wissen Sie auch, daß in uns Frauen des Orients alle Gefühle leidenschaftlicher sind als in anderen Frauen! Daß in uns Liebe und Haß, Rache und Vergeltungsdrang heißer kochen, als — —“

„Wo ist mein Knabe, Dona Kasaela! Hören Sie mich! Gesehen Sie wenigstens in dieser Stunde, wohin Sie meinen Knaben gebracht haben, — der in Wahrheit mit und Rufina gehört?“

Die ganze Vergangenheit, selbst die Gestalt von Balthasar, und die Frage nach seinem jetzigen Schicksal trat vor Don Primus unter der Sehnsucht zurück, seinen Knaben zu sehen und zu finden.

Sie aber wand ihren Arm aus seiner Hand, so daß die vielen Armspangen zusammenklirrten, trat zurück und sagte mit einer herzlosen Kälte: „Ich brachte ihn dorthin, — wo ihn niemand sucht!“

Ihre Antwort ließ die enttäuschte Empörung in ihm nur zu einem einzigen Laut werden. Die Worte versagten ihm. Lebte denn in dieser Frau nur Haß und keine Seele, kein Gewissen? Ach, sie selbst hatte ja nie ein Kind geboren, nicht um das Leben eines eigenen Kindes gebangt, hatte nie das Verantwortungsgefühl gegen ihr eigenes Kind befaßt.

Aber er bezwang sich zu äußerer Selbstbeherrschung, um in ihr Geheimnis eindringen zu können und sie nicht durch eine Flut von Vorwürfen noch hochfahrender zu machen.

„Dona Kasaela — —, ich hätte Sie, als ich Sie damals in Manila kannte, einer so schändlichen Tat nie für fähig gehalten! Nie habe ich es Ihnen gegenüber an einer ritterlichen Haltung fehlen lassen, aber nie habe ich Ihnen auch Veranlassung geboten, sich auf eine Bewerbung von mir Hoffnung zu machen!“

Er hob den Blick zu ihr und überwand sich um seines Knaben willen, den er suchen mußte, und so bat er erschütterter: „Dona Kasaela, haben Sie sich nicht einen Augenblick von dem Schicksal unseres Knaben rühren lassen, den Sie gewaltsam aus seiner Lebensbahn gerissen haben? Jedes Unrecht kann gesühnt, kann gutgemacht werden! Noch ist es vielleicht nicht zu spät. Aber deswegen sagen Sie mir jetzt mit Klarheit und Deutlichkeit, wohin haben Sie unseren Knaben gebracht? Lebt er? Wissen Sie über sein Schicksal?“

Sie zögerte, vielleicht in der perfiden Grausamkeit, ihn durch ihr Zögern in seiner Hoffnung auf die Folter zu spannen. „Dorthin brachte ich ihn, Don Primus, wo ihn niemand sucht. Und wo er verschwindet — zwischen —“

Don Primus war am Rande der Selbstbeherrschung. „Ich will es wissen, Dona Kasaela, sonst werde ich Sie zum Geständnis zwingen!“

Da fuhr sie empor und riß den schwarzen Umhang gleich einer Toga über ihr gelbseidenes Gewand: „Rühren Sie mich nicht an, Don Primus! Oder ich werde die Wache rufen lassen! Haben Sie Verlangen, die krummen Säbel meiner Scharwache kennenzulernen?“

Dann stieg sie vom Fensteritz herab, schritt, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, durch den Saal und verschwand zur Rechten in den großen Gärten, nachdem eine Dienerin hinter einer Myrthenhecke hervortrat und ihr folgte.

#### Sechzehntes Kapitel.

Don Tobias kehrte am Bahnhof des Quai d'Orsay in Paris von seiner Reise nach Spanien zurück.

Während ihn das Auto auf der Fahrt am Seineufer

entlang fuhr, hing er seinen Gedanken nach. Die Gestalten der Bouquinisten, die nach jahrzehntelanger Tradition in ihren Holzkästen ihre mehr oder minder wertvollen antiquarischen Bücher feilhielten, ja selbst die charakteristischen Türme der mächtvollen Notre-Dame vermochten seine Aufmerksamkeit nicht zu fesseln.

Gewaltige Erlebnisse lagen noch frisch hinter ihm. — Jetzt erst, seit er wieder französischen Boden unter sich fühlte, ließ allmählich die ungeheure Spannung nach, unter der er während des ganzen Aufenthaltes in Spanien, seinem einstmaligen Heimatlande, nach so langer Trennung gestanden.

Diese Reise bestätigte aufs neue die Empfindung in ihm, daß er sich nicht nur äußerlich, sondern auch seelisch vollkommen von Spanien gelöst habe. Sein Groll gegen Spanien, das seine Millionen und Milliarden, dazu seine wertvollste Männerkraft und Männerjugend nach wie vor einem aussichtslosen ungerechten Kolonialkriege opferte, anstatt im Mutterlande bessere Verhältnisse zu schaffen, der grenzenlosen Armut von Millionen zu steuern, dem beispiellosen noch herrschenden Analphabetismus, den himmelschreienden Mangel an Schulen, an Volksbildung zu beheben, hatte sich befestigt und ihm diesen neuen Weggang erleichtert. Er hatte am Ufer des Guadalquivir in Sevilla dem Auszug neuer Truppen für Marokko beigewohnt. Der dumpfe harte Trommelwirbel dröhnte ihm noch in den Ohren, mit dem man um die Mitternachtsstunde (um die Bevölkerung nicht zu reizen) die Einschiffung wieder vorgenommen. Aber dennoch hatten sich Tausende von unglücklichen Müttern und Bräuten und Frauen am Hafen eingefunden, die ihr Lebensglück dem Moloch eines Preistrieges opfern sahen. Und in ihr Schluchzen drangen, als der Dampfer vom Lande stieß, die Abschiedsrufe der jungen Soldaten gleich Sehnsuchtsrufen an das entweichende Leben — — —

Nein, ihn hielt nichts mehr an sein einstiges Heimatland gefesselt!

Nun würde er endlich auch hier in der Fremde ein Heimatrecht haben.

Don Primus de Altamira hatte eingewilligt, an Don Tobias sein ererbtes Palais in Paris, mit dem ihn nichts verband, endlich käuflich abzutreten. Nun war Tobias Herr auf eigenem Grund und Boden.

Dann drängten sich freundlichere Bilder in ihm vor. In seine Züge, die jahrelang den Ausdruck von Verschlossenheit, von verhaltener Resignation getragen, kam eine leise erwartungsvolle Unruhe. Seine Gedanken eilten ihm voraus. Er wollte Trinidad überraschen. Nicht möglich war es ihm gewesen, in Sevilla alle seine sonderbaren und gewaltigen Erlebnisse während der wenigen Tage brieflich zu formen. So hatte er nur einmal ihr telegraphiert: „Es steht gut!“

Nun kam er selbst, um ihr gute Nachricht zu bringen.

Er läutete an der eigentümlichen eichenen Haustür. Der alte Diener und Portier, dessen schlohweißes Haar und altmodischer, langausgezogener, weißer Schnurrbart gut zu diesem Hause paßte, das von der Jetztzeit völlig vergessen zu sein schien, und in dem er der schönen Kaiserin Eugenie wiederholt den Wagenschlag der Hofequipage bei den Besuchen ihres andalusischen Oheims gehalten, öffnete ihm. Ah, der Herr sei schon zurück? Dem jungen Herrn ginge es langsam besser. Madame sei zu Hause. Sie sei inzwischen kaum aus dem Hause gewichen, um Tag um Tag, Stunde um Stunde auf Nachricht aus Spanien zu warten.

Da stand Trinidad bereits im Rahmen einer Zimmertür. Ein sekundenlanges Forschen in seinen Zügen. Eine ausdrucksvolle Haltung geballtester Fragen an Schicksalsentscheidungen.

Er ergriff ihre Hände und sagte mit einer Stimme, die vor Erregung kaum zu gehorchen schien: „Es steht gut, Trinidad. Unser Sohn ist uns zurückgegeben!“

Da warf sie sich mit einem einzigen Ausschrei in seine Arme. — —

(Fortsetzung folgt).

## Potpourri aus Tirol.

Allerlei Schnurren,  
nacherzählt von E. Trost-Hohenaschau.

Zwischen Leonhardspunzen und Hinterbärenwald irgendwo im Land Tirol verkehrt eine höchst primitive Vizinalbahn. Einen Fahrplan gibt's auf dieser Strecke nicht, die Bauern und sonstigen Leut' von den an der Bahnlinie liegenden Weilern und Dörfern wissen nur, daß ihr Bähnle etwa „so um a sechse in der Fruh' oder „um ra fünfe abends“ gewöhnlich heranpustet. Und auch dann wirds meistens noch nicht sehr genau genommen. Wenn z. B. der hochwürdige Herr Pfarrer oder der Herr Lehrer von Hinterbärenwald morgens verschlafen hat und doch mitfahren will — ja no, dann tut sich halt der Herr Lokomotivführer einstweilen beim Bahnhofswirt mit einem frischen „Bierle Roten“ stärken und wartet geduldig, bis der betreffende Herr sein Frühstück eingenommen hat und auf dem Bahnhof eingetroffen ist.

Trotz alledem sind die Leonhardspunzener wie die Hinterbärenwalder sehr stolz auf ihr Verkehrsmittel. Aber jeder Fremde, der das Bähnle zu Gesicht bekommt, kann sich eines Lächelns nicht erwehren. Mit endlos langem, dünnem Schornstein und auf himmelhohen Rädern faucht und stöhnt die Lokomotive einher und zieht einen klapprigen Viehwagen, der auch als Post- und Gepäckwagen dient, und einen Personenwagen, dem man eine endlos lange Dienstzeit ebenfalls schon von weitem ansieht.

Da die Strecke nach Hinterbärenwald ziemlich stark steigt, hat das Bähnle schwer zu leuchten. Manchmal bleibt es stehen und muß mühsam wieder in Gang gebracht werden. Immer aber fährt es so langsam, daß die Fahrgäste unterwegs ohne Entwidlung allzugroßer Behendigkeit ganz bequem ein- und aussteigen können. Da die Landstraße nach Hinterbärenwald dicht an der Bahnstrecke entlang führt, macht mancher Bauer und Wanderer von diesem Vorteil Gebrauch. Besonders der Postbote, der in dieser Gegend die Briefe auszutragen hat, unternimmt häufig eine kleine Schwarzfahrt auf der Lokomotive. Der Führer weiß es schon, und jedesmal, wenn er seinen Freund, den Postboten, auf der Landstraße erblickt, öffnet er gefällig die Tür, um das Aufspringen zu erleichtern. Darum ist er denn auch sehr verwundert, als eines Tages der Postbote abwinkt.

„Ja Seppi — was ist denn heut' mit dir los? Warum fahrst denn nüt mit?“ ruft der Lokomotivführer seinem Freunde zu.

„Heut' is nig“, lacht der andre, „Weißt — heut' han i an Expreßbrief zum Austrag'n. Und da pressiert's mir halt gar z' viel!“

In einem Abteil der kleinen Nebenbahn, die in höchst gemüthlichem Tempo von Langenwang nach Hohenwaldegg hinaufführt, sitzen an einem wunderschönen und sonnigen Herbsttag die alte Brunnhuber-Bäuerin von St. Florian und der Bader-Nazi von Unterfarnbach. Die Brunnhuberin hat in Langenwang eine Basl b'sucht g'habt, und der Bader-Nazi ist in der Stadt draußen g'wesen, um wieder einmal allerhand Pulvern und Mixturen zum Kurieren der Bauern für seine Handapotheke' zusammenzukaufen. So hat's den beiden nicht an Gesprächsstoff g'fehlt, sie haben geredet und disch'riert und sind schließlich auch mit einem dritten Fahrgast in's Klauschen gekommen, mit einem Sommerfrischler aus der Stadt, der nach Hohenwaldegg hat hinauffahren wollen.

Man hat von der schönen Gegend und von der guten Luft geredet und die Brunnhuber-Bäuerin hat von ihrer Basl erzählt, die schon weit über achtzig Jahr' alt ist, aber noch immer rüstig auf dem Feld mitarbeiten kann. Da meint der fremde Herr, daß es da ein recht gesundes Gebiet sein muß — wenn da die Leute so alt werden und dabei immer noch bei Kräften sind.

„Frei! — frei!“, sagt die Brunnhuberin und gibt gleich ein paar G'sichten zum besten von siebzig- und achtzig-jährigen Leuten aus St. Florian, die in ihrem ganzen Leben noch keinen Bader und keinen Doktor gebraucht haben.

Das ärgert den Bader-Nazi ein bißerl, und er fällt ihr in's Wort und berichtet nun seinerseits allerhand Wunderdinge über die Leistungsfähigkeit von etlichen Neunzig-jährigen aus der Gegend von Unterfarnbach. Der Herr aus der Stadt hört sehr aufmerksam zu, fragt dies und das und erkundigt sich schließlich: „Nun sagen Sie mal: Wie ist das dann mit der Sterblichkeit in ihrer Gegend, wieviel Leute werden im Jahre so durchschnittlich etwa in Unterfarnbach sterben?“

„Ja mei — lieber Herr, dös kann do i net wiß'n, wie viel daß da im nächsten Jahr sterb'n werden!“ meint der Bader-Nazi. „Ja no, dös kann der Bader frei! net wissen, wieviel Leut' er im nächsten Jahr z' Tod doktern wird“, stichelt die alte Brunnhuberin und kriegt dafür einen wütenden Blick vom Bader-Nazi.

„So meinte ich es nicht“, sagt der fremde Herr wieder, „Ich wollte bloß wissen, wieviel Menschen im Durchschnitt jährlich sterben mögen?“

„Oh mei“, der Bader-Nazi hat die Achseln gezuckt. „Oh mei — mögen, mögen, mögen tut gar keiner net!“

„Ach nein“, versucht der Herr zu erklären, „Sie haben mich nicht richtig verstanden. Ich meinte, welche Zahl von Leuten in Unterfarnbach im Jahr sterben müssen?“

„Ja, lieber Herr, dös is in Unterfarnbach wie sonst überall aa: Sterb'n müssen alle amal!“

Jetzt ist der Herr langsam ungeduldig geworden: „Sie haben mich noch immer nicht verstanden. Können Sie denn gar nicht begreifen, was ich wissen will? Ich möchte hören, wie viel von ihren Unterfarnbacher Mitbürgern durchschnittlich in einem Jahre sterben können!“

Da hat der Bader-Nazi kräftig an seiner Pfeife gezogen, einen tüchtigen Mund voll Rauch vor sich hingeblassen und voller Gemüthlichkeit g'meint: „Ja sehn S', lieber Herr, dös is mir jetzt ganz wurscht, wo mir aus könn i gern alle sterb'n.“

Da hat der fremde Herr das Fragen aufgegeben.

Im Hof des stattlichen Gasthofanwesens „Zur goldenen Krone“, steht dem Sandreiter-Gütler seine Älteste, die handfeste Moidl, und — es ist nicht sehr schön, aber eine unerläßliche frühjährliche Notwendigkeit — gabelt Mist. In großen, weitausholenden Schwüngen fliegt Gabel um Gabel voll des so notwendigen Stoffes auf die schlaffen breitbrettigen Bräudenwagen hinauf. Sobald ein Wagen gefüllt ist, kommt der Fuhrnecht vom Kronenwirt mit zwei schweren Kässern herbei und fährt ihn fort, und der Stallbursh schiebt dafür einen leeren zurecht. Emsig und ununterbrochen arbeitet die Moidl im Taglohn des Kronenwirts. Keinerlei Ermüdung ist ihr anzumerken, denn sie ist ein großes, breitgebautes Mädel und kein Mensch würde ihr ansehen, daß sie die älteste Tochter des Sandreiters ist, des armen Sandreiter-Bauern, bei dem zwölf Kinder am Eßtisch sitzen und daher von jeher Schmalhans Küchenmeister war. —

Oben an einem Fenster des Kronenwirthshauses aber steht der erst kürzlich zur Erholung eingetroffene erste Sommerfrischler, schaut unverwandt in den Hof hinunter und betrachtet die Moidl. Ihm gefällt dieses Prachtstück gesunder, unverfälschter Natur. Und wahrscheinlich nach dem Grundsaße, daß gerade die ausgesprochensten Gegensätze sich anziehen, empfindet er Interesse für sie. Denn der Herr Erwin Schulze aus irgend einer ziemlich weit nördlich des schönen Landes Tirol gelegenen Großstadt ist ein winzig kleines, blaßes Männchen mit der mageren und engbrüstigen Figur des ewig in dumpfen, luft- und lichtlosen Räumen weilenden Büroangestellten. Die Moidl ist gut zweimal so groß und stark wie er; aber er bewundert sie trotz ihrer höchst profaischen und für städtische Nasen nicht gerade einnehmenden Tätigkeit. Als sie nach Feierabend die Arbeit einstellt, sich am Brunnen mit der dort liegenden groben Wurzelbürste umständlich und gründlich die Hände wäscht und dann zum Hofstor hinausgeht, ergreift Herr Erwin Schulze eiligst seinen Hut und — steigt ihr nach. Die Moidl wandert gemächlich dem Walde zu, um nach dem jenseits desselben gelegenen Sandreiter-Hofe zu gelangen. Erwin Schulze muß ziemlich rasch gehen, damit er sie noch einholen kann. Endlich ist er — gründlich außer Atem — an ihrer Seite angelangt und fragt mit seelenvollem Augenaufschlag höflich, ob er sie nicht ein Stückchen begleiten dürfe?

Die Moidl schaut erst eine Weile verwundert auf den kleinen Mann hinab, den sie um ein gutes Stück überragt. Dann aber huscht plötzlich ein verständnisvolles Lächeln über ihr gutmütiges, von dicken, blonden Zöpfen umrahmtes Gesicht und freundlich nickend entgegnet sie: „Ach so — na ja, Kloaner — wannst du di lei eppa fürcht im Wald, nacha kannst gern a wengerl mit mir gehen!“

## Seine große Nummer.

Eine Komödiatengeschichte aus alter Zeit.

Erzählt von Hans-Eberhard v. Besser.

Als die bunt gekleideten Wagen der Komödianten in die Stadt zogen, sammelten sich die Gasser. Aus den Fenstern der hochtobeligen Häuser blickten neugierig die Frauen, und Handwerker liefen von der Arbeit fort, um die Gaukler zu betrachten. Ein geschminkter Bursh mit schellenläutender Narrenkappe lief dem Zuge voran und verkündete mit vor Anstrengung heiserer Stimme Tag und Beginn der ersten Vorstellung der Truppe Lommelini. —

Die ganze Stadt war auf den Beinen, alles wollte die Komödianten bewundern, man umlagerte die Kasse. In den ersten Stuhlreihen saßen die Honoratioren, die schön gekpukten Damen, die Offiziere der Garnison, den Dreißig

lässig unter dem Arm. Das verworrene Stimmengewirr drang bis in den winzigen Raum, den die Künstler als Garderobe benutzten.

Der alte Hillmar trat soeben vor den Spiegel und knöpfte den roten Rock zu. Der sah nicht eben gut; man wurde immer magerer, und da das Kleidungsstück ursprünglich für einen anderen gearbeitet worden war — er hatte es einem fürstlichen Kammerdiener abgelaufen — so konnte man nicht den besten Sitz verlangen. Hillmar ließ sich auf einen Stuhl nieder und schaute mit etwas trüben Blicken vor sich hin.

Ein junger Artist, dem zwei Papageien auf den Schultern saßen, trat befriedigt vor den Spiegel. „Das Haus ist ausverkauft, der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt. Wir werden Erfolg haben, Herrschaften.“ Er schaute Hillmar an und dann die Tänzerin in dem hauchdünnen Gazeröschchen, die mit ihren schlanken Beinen wippte.

Der alte Hillmar betrachtete nachdenklich den jungen Artisten in dem engen Trikot. Man war auch einmal jung gewesen, schlank und gelenkig und hatte auch so siegesgewiß gelächelt. Und Hillmar fragte sich verwundert, wo die Zeit geblieben sei, verträumt, unmerklich dahin; nun war er alt, und ein alter Komödiant taugte nicht mehr viel, füllte nur noch das Programm mit einer bescheidenen Nummer. Hillmar trat als Soubrette auf. Seine Hände zitterten zwar schon ein wenig, doch das Spiel mit den Kugeln ging immer noch, und solange behielt man ihn bei der Truppe Lommelini.

Der junge Artist setzt jetzt der kleinen Tänzerin, die ein ewiges Lächeln um die Lippen hatte, das Papageienpaar auf die Schultern und ging auf den Händen durch den engen Raum. Der junge, gertenichlanke Körper straffte sich, das Spiel der Musteln wurde laut, Kraft lebendig.

Hillmar sah dem mit seiner Behendigkeit prohodenden jungen Menschen zu, eine herbe Falte grub sich um seinen Mund. So jung, so stark, so elastisch war er auch einst gewesen. Und heute...? Wäre er damals nicht als Junge den bunten Wagen der Komödianten nachgerannt, sähe er heute als wohlhabender Bürger in seiner Vaterstadt, warm, satt, behaglich. Doch so!

Die kleine Tänzerin mit dem weiß gepuderten Gesichtchen klatschte beifällig in die Hände. „Das habe ich auch alles gekonnt, damals, und noch mehr. Meine große Nummer war ein Salto mortale, jawohl. Wenn ich an den Beifall denke, damals... Das war meine große Nummer.“

Die kleine Tänzerin schickte ungläubig, der Alte schnitt wohl wie alle alten Artisten ein wenig auf. Der junge Mann aber lachte laut herous. „Das macht einem anderen weiß: Ihr einen Salto mortale!“

Hillmar senkte den Kopf mit den grauen Locken, er kniff die Lippen zusammen. Da läutete draußen eine Glode, eine schallende Stimme erklang, der Direktor der Truppe Lommelini begrüßte mit einer Ansprache das verehrte Publikum. Unter einem mächtigen Kronleuchter mit zahllosen Kerzen — man hatte zur Galavorstellung nicht gespart — sah eine erwartungsvolle Menge. Die Komödianten standen jetzt in den Kulissen und warteten auf ihre Nummern.

Der alte Hillmar hielt seine bunten Kugeln in der Hand. Ein wenig müde lehnte er an einer Dekorations. Draußen führte der junge Kollege die dressierten Papageien vor, dann produzierte er sich als Schlangenmensch. Hillmar starrte hinüber. Beim losen Spiel der gelenkigen Glieder fühlte er wieder, wie alt, wie alt er war. Und nicht einmal glauben wollte ihm das junge Volk, daß er einmal eine große Nummer gehabt... Hillmar schredte hoch, Beifall dröhnte auf, der Artist trat ab. Der Alte war an der Reihe. Und schon stand er draußen. Unter den flackernden Kerzen des gewaltigen Kronleuchters reibte sich Kopf an Kopf.

Hillmar verneigte sich und begann das kunstvolle Songlieren mit seinen Kugeln. Hin und wieder blickte er mit einem Komödiantenlächeln in den Saal, kniff die alten Augen vor dem unruhigen Licht der vielen Kerzen des Kronleuchters ein wenig zu. Doch plötzlich, als er soeben wieder in den Saal geschaut, sagte ihm ein eiskalter Schauer über den Leib; ein jäher Schred wollte ihm alle Glieder lähmen; er riß sich hoch, warf die Kugeln, lächelte verzerrt und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf den Kronleuchter. War er verrückt oder sah er — war das Wirklichkeit, hing nicht dieser riesige schwere Kronleuchter mit den zahllosen Wachskerzen ein wenig schief? Kein Zweifel, er schwankte, senkte sich weit nach der einen Seite — Hillmar atmete schwer. Gedanken rasten ihm durchs Hirn, die Knie bebten. Da riß sich der Alte hoch. Mit einem irren Lächeln ließ er die Kugeln verschwinden, trat hart an die Kulisse und zischte dem dort stehenden Direktor heiser zu: „Der Kronleuchter, rasch, das Seil ist nicht fest!“ In der nächsten Sekunde wandte er sich dem Publikum zu: „Salto mortale!“ brüllte er, und das Herz schlug ihm bis zum Halse. Seine große Nummer mußte er noch einmal vollbringen, er mußte es, und wenn er dabei zugrunde ging. Jetzt, jetzt durfte niemand im Saal den Blick

von der Bühne wenden, wenn nicht eine Panik in dem überfüllten Raum ausbrechen sollte. Niemand durfte auf den schwankenden Kronleuchter, der jede Sekunde herabstürzen konnte, sehen. Hillmar nahm alle Energie zusammen, deren er fähig war. Die Gefahr der Stunde ließ ihm Mut. Und gleich darauf vollführte der alte Komödiant wie ein Junger einen Salto mortale nach dem anderen, bis er erschöpft in der gegenüberliegenden Kulisse zusammenbrach. Ein Beifallssturm brauste durch das Haus — und niemand achtete darauf, daß der Kronleuchter wieder gerade hing und mit ruhigen Lichtern über der Menge brannte.

Man hatte sich um Hillmar bemüht und ihn in die Garderobe getragen. Der junge Artist strich ihm wie abtittend immer wieder über die Hand. „Das war eine große Nummer, ja, eine große Nummer, Hillmar!“

Direktor und Artisten umgaben den alten Komödianten. Man legte ihm ein feuchtes Tuch auf die Stirn. Mit rasselndem Atem lag Hillmar, die Augen geschlossen. Da trat ein alter Herr in das kleine Zimmer.

„Ich habe alles beobachtet, sah mit meiner Tochter gerade unter dem Kronleuchter, war eingewängt, wollte gerade schreien, hinaus, da — da machte mich dieser Alte mit seinem Salto mortale stumm. Ich begriff alles, die Panik war im letzten Augenblick verhütet worden, der Kronleuchter... Ah, er schlägt die Augen auf, der tapfere Mann.“

Hillmar nahm den Dank des noch immer Erregten entgegen, der ihn als Lebensretter bezeichnete und gütige Worte für ihn sand. — Als nach einigen Tagen die Truppe Lommelini die Stadt verließ, fehlte der alte Hillmar im Wagen. Er sah vor einem kleinen Häuschen in der Sonne und lächelte, dachte an seine große Nummer — ihr verdankte er einen ruhigen Lebensabend, denn der menschenfreundliche Kaufmann hatte ihn zum Gartenaufseher in seinem Anwesen gemacht.

## Bestechung.

Von Friedrich Karinty.

Der liebenswürdige alte Rechtsanwalt erzählte dieses:

„Ich stand vor dem letzten Examen. Der Professor war ein berühmter Jurist, ein Mensch mit sehr scharfem Verstand, beliebt bei seinen Freunden, gefürchtet von seinen Hörern. Wie halt Studenten schon sind, begann ich in der letzten Minute unruhig zu werden und beschloß daher, meinem Glück ein bißchen nachzuhelfen. Ich hatte einen Onkel, einen bekannten und geachteten Mann, den Freundschaft mit dem betreffenden Professor verband. Ich bat ihn, einen Tag vor dem Examen dem Professor einen Brief zu schreiben, in welchem er meine Benüchtigung dem Wohlwollen des Herrn Examinators empfahl.“

Als dann — nach der Hinrichtung dreier Juristen — an mich die Reihe kam, warf der Professor einen schnellen Blick auf mich, griff in die Tasche, nahm einen Brief heraus und legte ihn geöffnet vor sich auf den Tisch. Ich starre betroffen darauf hin, denn ich erkannte die Schrift meines Onkels.

„Ich freue mich, Sie kennen zu lernen“, sagte der Professor ruhig und laut. „Ihr lieber Onkel war so nett, Sie meiner Aufmerksamkeit zu empfehlen.“

Ich war entsetzt.

Der Professor tat, als bemerkte er nichts. Er dachte nach und begann mit der Prüfung.

„Also bitte, Herr Kandidat“, begann er ungemein höflich, „ich glaube, es wird interessant sein, wenn wir über solche kriminelle Handlungen sprechen, wie sie in der Praxis des vollwirtschaftlichen und politisch-juristischen Lebens vorkommen. Sprechen Sie vielleicht... sprechen Sie etwas über die Formen der moralischen Bestechung und Beeinflussung und deren Qualifizierung.“

Ich fühlte, daß ich erleichte und wie mir plötzlich wieder alles Blut ins Gesicht strömte. Im Kreise der Hörschaft hinter mir glaubte ich ein Nichern zu vernehmen. Ich wäre am liebsten in die Erde versunken. Es kam kein Ton aus meiner Kehle und ich hatte nur den einen Wunsch, daß der Professor mich einfach schmiss und auf meinen Platz schiedte, ohne mich sofort verhaften zu lassen.

Es geschah keines von beidem.

Nach zwei Minuten langem Schweigen, während dessen ich alle Qualen der Inquisition durchlebte, sagte der Professor: „Es scheint, daß Sie sich über diesen Punkt nicht vorbereitet haben. Das habe ich mir gleich gedacht, und das ist Ihr Glück. Wenn Sie sich in der Theorie vorbereitet hätten, hätte ich Sie unbedingt, um in der Praxis ein Exempel zu statuieren, durchfallen lassen. So nehme ich Ihre Gesefeskenntnis als mildernden Umstand an und stelle Ihnen eine andere Frage.“

Er gab mir eine Frage, welche ich fließend beantworten konnte und so bestand ich das Examen.

(Einzig berechnigte Übertragung aus dem Ungarischen von Georgi Hartwig.)